

## **Was ist deutsch?**

Jürgen Gansäuer M.A.  
Landtagspräsident a.D.  
19. September 2015

Anrede,

im vergangenen Jahrhundert hat der Mensch große Fortschritte gemacht. In der Medizin ist es möglich, Organe auszutauschen. Pest, Lepra und Cholera, im Mittelalter und der Frühen Neuzeit Geißeln der Menschheit, gelten als besiegt. Ein Student der Mathematik im zweiten Semester, an meiner Universität der Georgia Augusta in Göttingen zum Beispiel, kann heute über die Erkenntnisse von Isaac Newton nur müde lächeln. Als aktiver Paraglider, der ich gerade vor wenigen Tagen vom 2.000 Meter hohen Hirzer bei Meran geflogen bin, finde ich die ersten Flugversuche von Otto Lilienthal im brandenburgischen Derwitz im Jahr 1891 die ihn gerade einmal 25 Meter weit getragen haben, bei aller Hochachtung bemerkenswert, aber mehr eigentlich nicht. Während noch unsere Vorfahren vor wenigen Jahrzehnten Blitz, Donner und Hagel für Zeichen der Unzufriedenheit unseres Herrgottes mit seinen irdischen Schäfchen hielten, wissen wir heute, dass diese Phänomene naturwissenschaftlichen Ursprungs und damit zugleich plausibel erklärbar sind. Während Goethe in seiner Liebeslyrik, noch mit verklärtem Blick zum Mond, sein durch die Trennung von der Geliebten verursachtes Leiden zu mildern versuchte, ist in unseren Tagen auch für Halbgebildete klar, dass diese leuchtende Himmelscheibe nichts anderes ist als ein ziemlich ödes und zutiefst unerotisches Gestein. Für auf Zweisamkeit ausgerichtete Aktivitäten taugt es jedenfalls nicht, das ist sicher. Und während meine großartige Oma zum Bettkasten ging, um mir aus ihrem Sparstrumpf heimlich einen Schein zuzustecken, von dem meine Mutter nichts wissen durfte, werden heute Milliardenbeträge in Bruchteilen von Sekunden von Berlin nach Tokio und von London nach New York transferiert. Jeder Winkel unseres schönen blauen Planeten ist mit Ausnahme von Nordkorea prinzipiell in wenigen Stunden erreichbar. Ein Urlaub im bayerischen Wald hingegen oder im Vinschgau an der Etsch, von einer Wanderung im Harz will ich gar nicht erst reden, gelten seit geraumer Zeit in manchen Kreisen bereits als spießig. Um bei Freunden und in der Nachbarschaft Eindruck zu machen, muss es da mindestens schon die AIDA, natürlich mit Außenkabine, sein.

Ja, wir leben in einer Welt der Antagonismen. Noch nie in der Menschheitsgeschichte waren die Widersprüche einer Epoche größer als heute. Während die meisten Deutschen darüber klagen, dass ihre Sparguthaben kaum noch verzinst werden, sterben laut Bericht der UNESCO zeitgleich fast 6 Millionen Kinder auf der Welt jährlich an Unterernährung und mangelnder ärztlicher Versorgung. Allein 60 Millionen Menschen sind täglich auf der Flucht und der IS kann ohne nennenswerten Widerstand der Weltgemeinschaft antike Kulturstätten zertrümmern, Menschen öffentlich massakrieren, die Videos seiner Mordtaten ins Netz stellen und Frauen vergewaltigen. Jawohl, der Mensch hat beachtliche, ja geradezu sensationelle Fortschritte gemacht, aber die technische und naturwissenschaftliche Weiterentwicklung ist leider nicht einhergegangen mit einem spürbaren Fortschritt an Menschlichkeit. Neid, Missgunst, Egoismus und Intoleranz scheinen geradezu inhärente, anthropologische Bestandteile unseres Menschseins zu sein. Über die Jahrtausende hinweg waren sie immer wieder Ursache für schreckliches Unrecht und furchtbares Leid.

Im archäologischen Museum in Bozen können Sie die mumifizierte Leiche des sogenannten „Ötzi“ bestaunen. Durch seinen Fund in 3.000 Meter Höhe im Schnalstal ist nachgewiesen, dass sich die Menschen vor 5.000 Jahren nicht anders verhielten als heute, denn der 1,58 m große Mann ist durch einen Pfeil in den Rücken ermordet worden. Die Kreuzzüge, die beiden Weltkriege und der Holocaust sind weitere Stationen einer fatalen Entwicklung der Menschheit, in der viele der Meinung waren, dass Krieg nichts anderes als die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln ist. Die Raketen unserer Wissenschaftler fliegen inzwischen über unser Sonnensystem hinaus, aber unsere Fähigkeit den Mitmenschen neben uns auf der so klein gewordenen Erde in seiner Andersartigkeit zu respektieren und seine religiöse Überzeugung zu achten, ja, dieser Fortschritt scheint an uns Menschen irgendwie vorbeigegangen zu sein. Nachdem sich die Tore von Auschwitz und Bergen-Belsen, Dachau und Buchenwald geöffnet hatten, haben wir Deutschen uns vorgenommen, die meisten jedenfalls, dass etwas Ähnliches nie wieder passieren darf. Aus der Geschichte, so hieß es, wollten wir lernen. Nun, der Beweis, dass uns dies 70 Jahre nach Kriegsende tatsächlich gelungen ist, wird nicht durch Festtagsreden am 3. Oktober erbracht, sondern im ganz konkreten Bereitstellen von Hilfe und Unterstützung für Alte, Kranke und Behinderte und nicht zuletzt eben auch von verzweifelten und hilflosen Flüchtlingen. Dietrich Bonhoeffer hat einmal aus dem Gestapogefängnis in der Prinz-Albrecht-Straße in Berlin geschrieben: *„Das Gute verlangt nach dem Ganzen, nicht nur nach der ganzen Gesinnung, sondern nach dem ganzen Werk, nach dem ganzen Menschen mitsamt den ihm gegebenen Mitmenschen“*. Die in diesen Tagen hier in Europa gestrandeten Flüchtlinge sind, so empfinde ich es, eine Art Lackmустest für uns Deutsche. Ein Lackmустest, der in der Praxis beweisen muss, ob das formale Bekenntnis aus der Geschichte lernen zu wollen ernst gemeint ist. Ein Lackmустest der zeigen wird, ob wir Deutschen mehr können als Exportweltmeister zu sein. Ein Hoffnungsschimmer sind für mich die vielen Freiwilligen dieser Tage, die helfen wo sie können. Ihnen gilt mein besonders herzlicher Dank. Verhehlen will ich angesichts des nicht zu versiegen scheinenden Flüchtlingsstroms nicht, dass ich mir große Sorgen mache, wie wir mit den daraus resultierenden Problemen langfristig fertig werden können. Gleichwohl, wir sind es den Menschen und unserer eigenen Geschichte schuldig, dass wir das tun, was immer uns möglich ist. Insbesondere die Vertriebenen und ihre Nachkommen in Deutschland haben ein Empfinden dafür, wie sich diese entwurzelten Menschen in einer völlig fremden Umgebung fühlen müssen. Warum die zumeist moslemischen Flüchtlinge nicht in moslemisch dominierte Nachbarstaaten fliehen, sondern Schutz und Hilfe in einem viel weiter entfernten Land mit einer christlich-jüdisch geprägten Kultur suchen, darüber sollten wir gemeinsam und in aller Offenheit doch noch einmal nachdenken.

Obwohl wir trotz viel gutem Willen inzwischen an die Grenzen unserer Möglichkeiten stoßen bin ich stolz darauf, dass diese Menschen den Wunsch haben nach Deutschland zu kommen. Es ist doch bemerkenswert, dass sie eben nicht bei Herrn Putin in Rußland, auch nicht bei Herrn Xi Jinping in China und schon gar nicht bei Herrn Kim Jong-un in Nordkorea leben möchten. Ich will aber auch in diesem Zusammenhang der Wahrheit die Ehre geben, denn Vorbehalte gegen Flüchtlinge gibt es nicht erst heute, sondern sie gab es nach 1945 bei einem Gott sei Dank nur kleinen Teil der einheimischen Bevölkerung auch gegenüber den eigenen Landsleuten aus den deutschen Ostgebieten. Und ich erinnere mich noch gut daran, dass es nach 1989 Westdeutsche gab, die wegen vermeintlicher finanzieller Belastungen Mauer und

Stacheldraht am liebsten wieder aufgebaut hätten. Auch dies war ein Teil der deutschen Wirklichkeit.

Die Turbulenzen und menschlichen Tragödien dieser Tage sollten uns aber spätestens heute klarmachen, dass uns auch die Ereignisse jenseits unserer nationalen Grenzen etwas angehen. Die Lehre aus den jetzigen Vorgängen macht uns nämlich auf zugegebenermaßen bedrückende Weise klar, dass wir uns natürlich aus humanitären Gründen, aber auch im ureigendsten Interesse um die Probleme in der Welt zu kümmern haben. Nicht zuletzt deshalb, weil diese sonst unweigerlich zu uns nach Deutschland kommen. Kein Zweifel, manches wäre in unserem Land leichter, wenn sich mehr Menschen zuweilen daran erinnern würden, woher wir Deutschen nach zwei Weltkriegen gekommen sind. Die meisten Menschen auf der Welt würden heute jedenfalls sehr, sehr gern mit unseren Problemen tauschen.

Anrede,

seit der Zustrom an Flüchtlingen die heutigen Ausmaße angenommen hat, werde ich häufig von Menschen mit der sorgenvollen Frage konfrontiert, was denn angesichts der großen Zahl fremder Menschen künftig mit unserer deutschen Kultur geschehen wird. Ich pflege dann zurückzufragen, was die jeweilige Fragestellerin oder der Fragesteller darunter eigentlich versteht. Neben einem etwas erstaunten Gesichtsausdruck werde ich zumeist auf unsere Sprache verwiesen. Na ja, das ist ja nicht falsch, denn seit der Bibelübersetzung durch Martin Luther sprechen wir, außer in Bayern und Sachsen, ja immerhin eine gemeinsame deutsche Sprache. Aber die deutsche Sprache müssen wir nicht gegen die Flüchtlinge verteidigen, denn diese versuchen ja, viele übrigens sehr fleißig, gerade diese zu erlernen. Darüber hinaus gibt es ja auch Länder, wie z.B. die Schweiz, in denen unterschiedliche Sprachen gesprochen werden und trotzdem ein übereinstimmendes nationales Bewusstsein existiert. Der berühmte Soziologe Max Weber knüpft das Entstehen einer solchen Empfindung an die Erfahrung eines gemeinsamen politischen Schicksals und die „*Eigenart der Sitten*“.<sup>1</sup>

Ich will es mit dieser Schilderung bewenden lassen, allerdings zugleich darauf hinweisen, dass wir nur etwas bewahren werden, was uns auch etwas wert ist. Die Problemstellung, wie unsere kulturelle Prägung zu definieren ist, steht jedenfalls in einem unmittelbaren Zusammenhang mit der Frage, wer wir Deutschen denn eigentlich sind. Wer diese Frage beantworten will, sollte zunächst erklären können, welchen Blickwinkel er einzunehmen gedenkt. Will heißen, was ist denn eigentlich das, was wir da so leichthin „*deutsch*“ nennen?

Nun, da könnte uns vielleicht ein Mann weiterhelfen der als Senator, Schriftsteller und Historiker im 1. Jahrhundert nach Christus in Rom gelebt hat. Sein Name war *Cornelius Tacitus*. Er hat einen Bericht über die Geographie und Kultur der Germanen, die sog. *Germania*, für den Römischen Kaiser verfasst. Sie ist im 15. Jahrhundert gefunden und übersetzt worden. Tacitus schrieb:

**„*trotzig blickende blaue Augen, rötlich blondes Haar und große Körper, die nur zu einem kurzen Ansturm taugen; in Arbeit und Anstrengungen zeigen sie nicht die gleiche Ausdauer, am wenigsten aber können sie Durst und Hitze ertragen...*“**

---

<sup>1</sup> Max Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft*. Neu Isenburg 2005, S. 312f.

Sie sehen, meine Damen und Herren, so viel hat sich in 2000 Jahren bei uns Deutschen nun auch wieder nicht verändert.

Gleichwohl, wir können an diesem Beispiel erkennen, dass die Frage, wer wir sind, was uns ausmacht und was wir bewahren wollen, doch in verschiedenen Zeitintervallen immer einmal wieder umtreibt. Die Älteren erinnern sich daran, dass uns diese Diskussion bereits in früheren Zeiten beschäftigt hat: Vor Jahren wurde engagiert darüber gestritten, ob wir Deutschen stolz auf unser Land sein dürfen und kurze Zeit später wurde in allen Gazetten darüber diskutiert, ob das „*Deutsche*“ eine Art Leitkultur darstelle, der sich alle Zuwanderer unterzuordnen hätten. Mit anderen Worten: Wirtschaftlich sind wir natürlich Globalisierungsfreunde, denn unser Wohlstand basiert ja zu einem nicht unbeträchtlichen Ausmaß auf der Bereitschaft der Menschen in aller Welt unsere Waren zu kaufen, aber kulturell sieht die Sache natürlich bedeutend anders aus, da finden viele ein bisschen deutschen Protektionismus eigentlich gar nicht so schlecht.

Um nicht missverstanden zu werden möchte ich präventiv klarstellen: Deutschland, das ist mein Vaterland, zu dem ich eine enge emotionale Bindung habe. Seine Wiesen, Wälder, Seen und Berge, seine Kirchen, seine Kultur und seine Sprache haben für mich eine ungeheuer große Bedeutung. Deutschland, das ist meine Heimat in der ich mich emotional zuhause fühle und in der bereits meine Vorfahren gelebt und gewirkt haben. Ich füge allerdings hinzu, dass ich es für selbstverständlich halte, dass die Menschen in England, Schottland, Irland, Spanien, Frankreich, Polen und im Kosovo es mit ihrer Heimat genauso halten. Und das ist gut so. Ein Europa der Patrioten, in dem die Menschen ihr jeweiliges Land lieben und das der anderen achten, bringt uns allemal weiter, als ein Europa der kulturellen Beliebigkeiten. Wir müssen eben immer nur aufpassen, dass wir die Stoppzeichen zwischen Patriotismus und Nationalismus nicht überfahren.

Vor geraumer Zeit erschien in der HAZ (6.1.2015) ein Bericht über die AfD in Niedersachsen. Der Vorsitzende Hampel schilderte darin einen Dorfplatz in der Nähe von Stuttgart, auf dem Menschen aus dem „*Orient*“ wie er es formulierte, saßen und plauderten. Ein älterer Deutscher schaute, so Hampel, aus dem Fenster dem Treiben zu. Und nun zitiere ich wörtlich: *„Der schaut vielleicht schon 30 Jahre aus seinem Fenster. Und alles ist anders geworden, da sind Menschen, die kennt er nicht, die sind ihm fremd. Kann ich ihm das zumuten?“* Zitat Ende. Nun will ich nicht näher darauf eingehen, dass mich ein Mensch doch sehr nachdenklich macht, der 30 Jahre lang aus dem Fenster schaut, sei es drum. Ich habe mich vielmehr gefragt, warum sich dieser Mensch nicht zu denen auf dem Marktplatz hinzugesellt. Er würde dann nämlich feststellen, dass die Frauen und Männer mit ihren Sorgen und Nöten genauso normale Menschen sind wie wir Deutschen und vielleicht würde er dabei sogar die Erfahrung machen, dass es spannend sein kann, sich mit ihnen zu unterhalten.

Wie dem auch immer sei, wichtig ist etwas anderes: Aus den Zeilen spricht die vordergründig sympathische Sehnsucht nach dem vermeintlich besseren Gestern, nach einer heilen Welt ohne Ausländer und hektischem Getriebe, einer Art deutschem Garten Eden, in dem es stets gerecht zugeht. Das Problem ist nur, dass es eine solche Welt nie gegeben hat. Hier einige Beispiele: Ich beginne mit dem 18. Jahrhundert. In Hannover löste eine Hungerkrise die andere ab. 1766 fielen allein 400 Kinder einer Pockenepidemie zum Opfer. Religiöse Toleranz war unbekannt. Katholiken wurde das Bürgerrecht in der Altstadt verweigert. Die

Herrenhäuser Schlossanlagen verfielen und man erwog, diese abzureißen. Schlechte Ernten trieben die Nahrungsmittelpreise um mehr als das Dreifache in die Höhe. Der aus der Schweiz stammende Königlich-Großbritannische Hofarzt Johann Georg Zimmermann, schrieb einem Freund in Bern: „auf den Straßen liegt mehr Dreck, als es vielleicht im ganzen Kanton gibt“.<sup>2</sup> In der sog. Kaiserzeit, also ab 1871, dominierte der Kulturkampf gegen die Katholische Kirche, der Streit um die Sozialistengesetze und die Probleme der sozialen Folgen der Industrialisierung in Politik und Gesellschaft. Um der Massenarmut zu entgehen gab es für viele nur eine Möglichkeit: Auswandern. 2,7 Millionen Deutsche machten davon Gebrauch. Und wenn der von Herrn Hampel geschilderte ältere Herr damals 30 Jahre lang aus dem Fenster geschaut hätte, wäre er mit Sicherheit verhungert, denn Hartz IV oder Sozialhilfe waren absolut unbekannt. Ich vermute, dass ich mir in diesem Kreis Ausführungen über die millionenfache Arbeitslosigkeit in der Weimarer Republik und das menschliche, wirtschaftliche und soziale Elend nach 1945 ersparen kann.

Fazit: In unserer Geschichte hat es zu keinem Zeitpunkt mehr Wohlstand, mehr soziale Sicherheit und mehr Freiheit gegeben als heute. Trotz aller unbestreitbaren Probleme die wir haben, wünsche ich mir manchmal, dass wir Deutschen die Kraft aufbringen würden, dafür auch einmal ein Stück weit dankbar zu sein. Aber diesen Begriff haben viele unserer Landsleute aus ihrem persönlichen Sprachschatz gestrichen. Ein Volk aber, das nicht mehr dankbar sein kann, obwohl es aus den tiefsten Tiefen so beispiellos aufgestiegen ist wie wir Deutschen, läuft immer Gefahr, seine Maßstäbe zu verlieren. Ein Heimatgefühl entwickeln wir jedenfalls nicht dadurch, indem wir 30 Jahre lang aus dem Fenster schauen, sondern nur dadurch, dass wir außer, dass wir auf Gran Canaria und in Antalya baden gehen, unsere Kultur pflegen und hochhalten.

Natürlich spüren wir alle, dass vieles, was den Menschen über Generationen hinweg Halt gegeben hat, ins Wanken geraten ist, aber Veränderung und nicht Stillstand sind das Normale. Wir können die Zeit nicht aufhalten, sondern müssen die Umbrüche auf der Basis unserer Überzeugungen mit gestalten. Dabei sollten wir uns darüber im Klaren sein, dass Fortschritt immer gegen das Bestehende errungen werden muss. Das Gestern pflegen heißt ja gerade **nicht**, sich in der Vergangenheit zu verkrallen und mit den Rezepten von vorgestern die Welt von morgen gestalten zu wollen. Wer die Vergangenheit konservieren will, dem wird der Sand der Geschichte schneller durch die Finger rinnen als ihm lieb ist.

Wie auch immer, was ist denn nun wirklich „deutsch?“ an uns Deutschen? Dass diese Frage überhaupt eine Relevanz besitzt, belegt ganz nebenbei, wie wenig wir mit unserer Geschichte im Reinen sind. Der Versuch jedenfalls, die Nibelungensage zur Grundlage einer beginnenden Nationenwerdung zu machen, klappte nicht, denn es war und ist eben eine Sage, die mit den historischen Fakten beim besten Willen nicht in Einklang zu bringen ist. Papst Gregor VII., also der Canossa-Papst, der den Salierkaiser Heinrich IV. so lange vor der Burg von Mathilde von Tuszien hat frieren lassen, hilft uns da schon eher aus der Bredouille. Er bezeichnete Heinrich als *Rex Teutonicorum*, also als König der Deutschen. Das war übrigens eine Beleidigung und zutiefst abwertend gemeint, denn mit dieser Formulierung minimierte der Papst die Zuständigkeit des Kaisers auf den Bereich nördlich der Alpen. Ab 1157 wurde das Reich als *Sacrum Imperium* und ab 1254 als *Sacrum Romanum Imperium* bezeichnet, also als

2 Mlynek, Röhrbein: Chronik, S. 100.

*Heiliges Römisches Reich*. Fest steht jedenfalls, dass sich Otto der Große oder Heinrich der Löwe, von Karl dem Großen ganz zu schweigen, sehr gewundert hätten, wenn man sie als „*Deutsche*“ bezeichnet hätte. Ich bin absolut sicher, dass sie nicht gewusst hätten, wovon überhaupt die Rede ist. Prägenden Einfluss auf eine Nationenwerdung hatten schließlich die Türken. Also nicht im Sinne von Herrn Sarazin, sondern dadurch, dass sie 1453 Konstantinopel eroberten und sich damit nicht begnügten. Sie zogen weiter, beherrschten schließlich den gesamten Balkan und standen 1529, mitten in den Wirren der Reformation, vor Wien. Und das ganz sicher nicht, um eine Stadtbesichtigung zu machen. Die Türken scheiterten, aber etwa 150 Jahre später versuchten sie das Gleiche noch einmal und wenn der polnische König Sobieski nicht zu Hilfe geeilt wäre, hätte es mit Wien und dem christlichen Abendland höchst problematisch ausgesehen. Ein Pole rettet also das Reich der Deutschen. Die wenig intelligenten Polenwitze sollten wir nicht nur, aber auch aus diesem Grunde, getrost in den Papierkorb werfen. Deutschland hieß schließlich bis 1806 *Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation*, ab 1871 *Deutsches Reich*, und danach haben wir noch die Bezeichnungen *Altes Reich*, *Römisch-Deutsches Reich*, *Weimarer Republik*, *Deutsche Demokratische Republik* und schließlich *Bundesrepublik Deutschland* im Angebot. Um dem Ganzen noch die Krone aufzusetzen muss ich darauf hinweisen, dass es Deutschland in seinen jetzigen Grenzen noch nie gab.

Nun denn, ich will den Knoten lösen und Ihnen meine Interpretation des „*deutsch seins*“ erläutern: Vor geraumer Zeit besuchte ich mit meinen Sportkameraden Weimar, die Stadt in der der ganze Antagonismus der deutschen Geschichte wie in keiner anderen in Deutschland mit den Händen zu greifen ist. Ich machte mich allein auf den Weg durch die Straßen und begann mit einem Schlossbesuch. In den Räumen hatte Anna Amalia (1739-1807), nach der die weltberühmte Bibliothek benannt ist, gelebt und gewirkt. Sie war eine Welfin und ist in Wolfenbüttel geboren. Mit 16 Jahren wurde Anna Amalia mit Ernst August II. von Sachsen-Weimar-Eisenach (1737-1758) verheiratet. Mit 18 war sie bereits zweifache Mutter aber zugleich auch Witwe. Für ihre beiden Söhne holte sie Christoph Martin Wieland (1733-1813), einen der bedeutendsten Schriftsteller der Aufklärung, als Erzieher nach Weimar. Alles was sich heute mit dem Begriff der „*Weimarer Klassik*“ verbindet, geht im Ursprung auf die Intentionen dieser begabten und gebildeten Frau zurück.

Anschließend besuchte ich das nur wenige Meter entfernte Haus von Johann Wolfgang von Goethe (1749-1832). Ich stand in dem Zimmer, in welchem er den *Faust* schrieb und bewunderte die antike Ausstattung seiner Räumlichkeiten. Nur einen Steinwurf entfernt befindet sich das Haus des für mich größten Freiheitsdichters der Welt: Friedrich Schiller (1759-1805). Hier, in diesen Räumen hatte er oft mit Goethe disputiert und hier ist er auch gestorben. 1934, an seinem 175. Geburtstag, hatte Joseph Goebbels in Anwesenheit Hitlers im Nationaltheater in Weimar erklärt: „***Er war einer der Unseren, Fleisch von unserem Fleisch und Blut von unserem Blut***“. Der Reichspropagandaminister arisierte den Dichter kurzerhand und ließ keinen Zweifel daran, dass Schiller geistig ein Nationalsozialist war.

21 Jahre später war der Dichter wieder „***unser***“. Zu Schillers 150. Todestag erklärte der SED-Mann Johannes R. Becher, erster Kulturminister der DDR und Autor der Nationalhymne „*Auferstanden aus Ruinen*“: „***Friedrich Schiller ist unser, Friedrich Schiller bleibt unser, weil er unser Volk ist...***“. Nun, ja, so ist das mit uns Deutschen und unserer Geschichte.

Ich überquerte den Marktplatz und stand vor dem Hotel „*Elephant*“. Hier ist Hitler häufig zu Gast gewesen. Ich musste daran denken, dass er von der Stadt Weimar bereits im November 1933 zum Ehrenbürger ernannt worden ist. Hier in der Stadt Goethes und Schillers hatte die NSDAP ihre besten Wahlergebnisse und hier auf dem Marktplatz in Weimar wurde die Hitlerjugend gegründet. Sodann führte mich mein Weg zur Kirche St. Peter und Paul, der heutigen Herder-Kirche. Auf der Kanzel hatte bereits Martin Luther gepredigt und Johann Sebastian Bach (1685-1750) hatte später die Gottesdienste mit seiner wunderbaren Musik begleitet. Einen Steinwurf entfernt befindet sich das Nationaltheater, in welchem 1919 die erste demokratische Verfassung beraten worden ist. Hier wurde nach dem Ersten Weltkrieg Reichspräsident Friedrich Ebert, der leider viel zu früh gestorben ist, gewählt und vereidigt. Gegenüber befindet sich das Bauhausmuseum, in welchem man an die große Tradition von Walter Gropius, Lyonel Feininger, Paul Klee und Wassily Kandinski erinnert wird, deren Wirken ja ebenfalls mit dieser Stadt untrennbar verbunden ist. Ich erinnerte mich daran, dass auch Hoffmann von Fallersleben (1798-1874), der Dichter unserer Nationalhymne, sieben Jahre in Weimar verbracht hat, bevor er nach Corvey ging, wo er bekanntermaßen ja auch gestorben ist.

Am nächsten Tag besuchte ich einen anderen Stadtteil von Weimar: Das Konzentrationslager Buchenwald auf dem Ettersberg. Hierhin ist Dietrich Bonhoeffer verschleppt worden, bevor er im KZ Flossenbürg ermordet worden ist. An seinem Eingangstor steht der perfide Spruch „*Jedem das Seine*“. An ihm mussten jene vorbeigehen, denen durchaus klar war, dass sie den umgekehrten Weg nie wieder antreten würden. In diesem Lager wurden bis zum Kriegsende fast 50.000 Menschen umgebracht. Aber nach seiner Befreiung im April 1945 ging das Morden weiter, nur dass die Ideologie gewechselt hatte, denn statt der SS mordeten nun die Kommunisten, nämlich das russische NKWD und diese übergab das Lager wenige Jahre später an die Stasi, die im Namen des Sozialismus das Gleiche tat.

Nun, meine Damen und Herren, „*was ist deutsch?*“ Meine Antwort lautet: „*Alles was ich geschildert habe ist deutsch*“. Wer Teile davon nicht wahrhaben will und unsere Geschichte so lange verbiegt, bis sie ihm genehm ist, verweigert in Wahrheit die Lehren aus millionenfachem Leiden. Man kann eben nicht aus der Geschichte lernen, wenn man die Wahrheit nicht wahr haben will. Wenn die vielen Opfer allein des zweiten Weltkrieges, unter ihnen mein Vater mit 27 Jahren, nicht umsonst gewesen sein sollen, ist es wichtig, dass wir zu allen Teilen unserer Geschichte stehen und vor ihren Widersprüchen und Brüchen nicht wegtauchen, denn mindestens das sind wir den Geschundenen, Gequälten, den Zerbombten und Vergasteten, den Erhängten und Erschossenen und letztlich uns selber schuldig. Ich kann nachempfinden, wie schwer dies gerade für Menschen ist die unser Land lieben und ihre Heimat verloren haben, aber zur Geschichte von uns Deutschen und zu unserer Christlich-jüdischen Wertetradition gehört eben auch die Akzeptanz des Bösen und des eigentlich Unfassbaren.

Der romanische Dom der Salierkönige in Speyer, die Kaiserpfalz in Goslar und die wunderbare Gotik des Kölner Domes, die Malerei von Albrecht Dürer und Lucas Cranach, das vom Toleranzgedanken inspirierte Schauspiel „*Nathan der Weise*“ von Gotthold Ephraim Lessing, der Roman „*Deutschstunde*“ von Siegfried Lenz, das Weihnachtsoratorium von Johann Sebastian Bach und der „*Messias*“ von Georg Friedrich Händel, alles das gehört zu

unserer Geschichte und Kultur. Aber die Namen Rudolf Höß, Josef Mengele und Heinrich Himmler gehören leider auch dazu, genauso wie Dietrich Bonhoeffer, Bischof Clemens August Graf von Galen, Claus Schenk Graf von Stauffenberg und Hans und Sophie Scholl. Wenn wir vor unserer Geschichte und der Zukunft unserer Kinder und Kindeskindern bestehen wollen, dann geht dies nur, wenn wir zu **allen** ihren Teilen mit Anstand und Würde stehen. Mit Schlussstrichen läßt sich das nicht bewerkstelligen, die kann man unter Bilanzen, aber nicht unter die Geschichte ziehen.

Die Gefahr für unsere Kultur geht im Übrigen weit weniger von anderen Religionen, als vielmehr von Deutschen aus, die der Pflege der eigenen Kultur und Geschichte nur allzu oft gleichgültig gegenüber stehen und z.B. nicht mehr erklären können, was Pfingsten eigentlich bedeutet.

Zum Abschluss möchte ich Ihnen noch eine kleine Geschichte erzählen die noch einmal deutlich macht was ich meine: Sie handelt von einem armen, ostpreußischen Bauern, der vom preußischen Staat ein Stück Brachland geschenkt bekommen hat. Dieser Bauer arbeitet im Schweiß seines Angesichtes an dem kargen Stück Land. Er jätet Unkraut, pflügt und streut Mist. Nach einigen Jahren schlimmster Schufterei ist er dabei, die erste Ernte einzubringen, als just in diesem Moment der Ortspfarrer an seinem Acker vorbei kommt. Der Pfarrer bleibt stehen, schaut dem Bauer einen Augenblick interessiert zu und ruft zu ihm hinüber: *„Karl, du weißt aber doch, dass du diese Ernte dem Herrgott zu verdanken hast?“* Der Bauer unterbricht seine Arbeit, überlegt einen Augenblick und ruft zurück: *„Jawohl, Herr Pfarrer, das weiß ich wohl, aber sie hätten vor vier Jahren einmal das hohe Unkraut sehen sollen, als der Herrgott diesen Acker noch alleine bewirtschaftet hat“*. Nun, dieser arme Bauer zeigt uns auf beeindruckende Art und Weise das Problem unserer Zeit auf. Es gibt nämlich keinen Acker, auf dem das Unkraut nicht immer wieder versucht zu wachsen. Beseitigt wird es aber nicht durch aktives, zuweilen auch geistreiches Jammern, sondern nur dadurch, dass wir im Großen wie im Kleinen und jeder mit seinen persönlichen Möglichkeiten, Hand anlegen, wie z.B. jetzt bei der Hilfe für die Flüchtlinge.